

XIII.

Briefe vom Rothen Meere.

Von W. Munzinger ¹⁾.

Wischt, den 18. August 1853.

Den 8. August 1853 bestiegen wir, begleitet von der Familie meines Reisegefährten und einigen Freunden, in Suez ein Boot, um unsere Barke, die — wegen Seichtigkeit des Hafens bei der Ebbe — auf die Rhede (Gâd el Merakib) vorausgegangen war, zu erreichen. Erst um Mitternacht lichteten wir die Anker und segelten, anfangs längs der afrikanischen Küste, dann der arabischen uns nähernd, mit günstigem Nordwind (Schemmâl), der uns Nachmittags den 9. nach Cap Abu Zelima brachte, einer sandigen Rhede, die vor dem Nordwinde gut geschützt ist. Wir liefen an, die Matrosen beschäftigten sich mit Fischen, mein Gefährte schrieb sein nautisches Tagebuch; ich nahm meine Flinte auf den Rücken, um mir die Berge anzusehen, die der Küste parallel laufen.

¹⁾ Der Verfasser, ein junger Orientalist, begab sich im Jahre 1852 von Paris, wo er seine Studien beendet hatte, nach Unter-Aegypten, um sich dort im Türkischen, Arabischen und Persischen praktisch weiter zu bilden, und trat, um seinen Aufenthalt in jenem Lande verlängern zu können, nach einem halben Jahre in ein alexandrinisches Handelshaus. In dieser Stellung fand er bald Gelegenheit, an einer commerciellen Expedition nach den Hafenplätzen des Rothen Meeres Theil zu nehmen und namentlich in Massua längere Zeit zu verweilen. Nach mehr denn Jahresfrist kehrte er nach Alexandrien zurück, mit dem festen Entschlus, die Grenzländer von Habesch zum zweiten Male und für einen noch längeren Aufenthalt zu besuchen; im März 1855 führte er diesen Plan aus und im August hatte er seinen Zielpunkt erreicht, — Keren im Lande der Bogos, auf der Strafe von Massua nach Cassela etwa unter 16° N. Br. und 36° O. L. v. P. gelegen. Hier lebt er seitdem unter den Eingeborenen, mit linguistischen und ethnographischen Forschungen beschäftigt, die sich namentlich auf die Völkerschaften der Bogos, Beni Amer, Schoho's, Schangalla's, Galla's und Somali's beziehen, und es wäre zu wünschen, daß er in den Stand gesetzt würde, seine Zeit vollständig der Verarbeitung der von ihm gesammelten Materialien widmen zu können. Die hier mitgetheilten Briefe, die durch ihre Bemerkungen über die commerciellen Verhältnisse der Küsten des jetzt an Bedeutung gewinnenden Rothen Meeres von Interesse sind, beziehen sich auf die erste Reise und bilden die Einleitung zu dem Bericht über den Aufenthalt in Massua, den wir in einem der nächsten Hefte veröffentlichen werden.

D. R.

Wild zeigte sich nicht; um so mehr erregte die eigenthümliche Structur der Berge (Sandstein mit horizontalen Schieferlagen durchzogen) meine Aufmerksamkeit. Ausläufer des Sinai mit heißen Quellen und Schwefelminen treten etwas nördlich von Abu Zelima bis an's Meer heran. Die Fläche zwischen diesem und den Vorbergen war früher vom Meere bedeckt, wie der mit Muscheln vermischte Flugsand beweist. Hier hatte ich das erste Anzeichen, daß das Rothe Meer auf seiner arabischen Küste immer seichter wird, was besonders in Gedda klar hervortritt, wo die Stadt durch das Zurückgehen des Wassers bald eine Stunde vom wirklichen Hafen entfernt sein wird.

Den 10. August früh verließen wir die Rhede und schifften mit einem tüchtigen Nordost, der unser Schiffchen hübsch herumdrehte, Tor zu, das wir vor dem Assr (Nachmittags 3½ Uhr) erreichten. Der Hafen ist ziemlich geräumig und gut geschlossen, doch im Innern seicht. Er ist von der Nordseite durch Klippen, an denen schon manches Schiff scheiterte, von der Südseite durch eine mit Dattelpalmen bedeckte Landzunge geschlossen. Tor ist ein armseliges Dorf mit kaum 30 Häusern. Die Einwohner sind Christen syrischer Abkunft; ihre geistlichen Angelegenheiten werden durch einen armen alten, etwas bettlerischen, griechischen Priester vom Berge Sinai geleitet; im Uebrigen sind sie von den Beduan kaum zu unterscheiden. Sie scheinen arm, treiben aber mit Provisionen von Suez einen einträglichen Tauschhandel gegen Perlmutter- und Schildkrötenschaalen, die von den Fischern hierher gebracht werden; dann und wann läßt der liebe Gott ein Schiff stranden, und das Strandrecht versteht sich hier von selbst.

Die mohammedanischen Toriten wohnten früher den Christen zur Seite in einem Dorfe, dessen Ruinen, von einem nahen Hügel Raubnestern gleich auf das Meer herabsehend, noch nicht der Zeit Platz gemacht haben. Jetzt leben sie draußen zwischen den Dattelwäldern und in der Wüste; doch ziehen fast alle jungen Leute auf's Meer, werden Matrosen oder fischen auf eigene Rechnung. Unsere Schiffsleute waren alle von Tor und deshalb mußten wir ihnen den 11. August freigeben, um ihren Familien Lebewohl zu sagen. — Die Sprache der Toriten ist arabisch; wer aber von Kairo kommt, versteht davon kein Wort; die Aussprache ist viel gutturaler und wird dadurch sehr unverständlich. Die arabische Sprache hat überall dasselbe Fundament von Wörtern und Formen, aber jede Provinz oder fast jedes Dorf giebt ihr einen eigenthümlichen, nur an Ort und Stelle verständlichen Zusatz.

Den Tag nicht nutzlos zu verbringen, bestieg ich nach Mittag einen Esel, um das warme Bad zu besuchen, das sich am Fusse des Berges befindet, der sich hinter Tor erhebt. Die Gegend ist fast eine Wüste,

doch mit niederem Kraut bedeckt; weiterhin folgen reizende Palmwäldchen, in denen das Bad, das Abbas Pascha gehört und fast heisses Wasser hat, versteckt liegt, — in seinem Rücken kable Schieferberge, im Hintergrunde die majestätischen Formen des Sinaï. Ich trat in den grössten der Palmengärten ein, der dem Kloster S. Katharina gehört; die Gärtner sind junge Griechen, wahrhafte Gärtnerfiguren aus Arkadien, die Ruhe ihres Lebens spiegelte sich auf ihnen ab. Der Garten ist sehr gross, von rauschenden Bächen durchzogen; die Wipfel der schlanken Bäume sind voll der herrlichsten gelben und rothen Datteln. Alles grünt und wuchert und erscheint nach dem trockenen Aegypten ein wahres Paradies. Hier sieht man das fröhliche ungezwungene Schaffen der Natur, dort merkt man den Schweiß der Arbeit.

Rechts von dieser Dattelpflanzung öffnet sich der Weg zum Wadi Mussa, wo der Ayn (Quelle) Mussa ist. Das Thal ist ebenfalls an Datteln reich. Hier ist der Weg zum Sinaï, dem Berge der heiligen Erinnerungen. Die Geschichte, die auch der Muslim in seinem Buche anerkennt, lebt noch in den Namen der Gegenden und Stellen von Suez bis Tor. Eine jede Quelle, jedes Thal hat hier Moses oder Pharaon zum Taufpathen. Man sagt, dafs der Gründer des Islam von den Mönchen des Sinaï seine erste Erziehung erhalten habe; es soll sich noch jetzt in dem dortigen Kloster eine alte griechische Handschrift befinden, die angeblich über die Anfänge Mohammeds merkwürdige Aufschlüsse liefert.

Erst am 13. August erlaubte uns der Wind, Tor zu verlassen; aufserhalb des Hafens hatten wir fast Sturm, der die Fluthen über die Barke hinpeitschte. Um Mittag erreichten wir Ras Mohammed, wo wir innerhalb der Klippen Anker warfen. Erst den 14. gewannen wir das offene Meer, setzten die Fahrt während der Nacht ununterbrochen fort und kamen am 15. Nachmittags bei Gibl Antar an, einem kleinen runden schön geschlossenen Hafen. Wer den Roman Antar kennt, wird sehen, dafs die orientalischen Erzählungen nicht blos Dichtungen sind; ihr historischer Grund hat sich in den Ortsnamen aufbewahrt.

Am Lande befanden sich viele Beduan, die den vorbeiziehenden Barken Wasser, Holz und Kohlen liefern: Schelme mit scharfgeschnittenen Gesichtern.

Den 16. endlich kamen wir trotz des widrigen Windes nach Wischt, einem wie die früheren ganz runden, aber ziemlich geräumigen Hafen. Es lagen vier Schiffe mit Sklaven vor Anker. Wischt ist ein Nest von 30 — 50 Häusern, alle an einen Felsen geklebt, auf dem ein Wirthurm ohne Kanonen steht. Man findet hier Vorrath von allen Lebensbedürfnissen, da die Barken von Suez täglich hier einkehren und das Festland im Innern dattelnreich und von zahlreichen Heerden durchzo-

gen ist. Ich hatte ein Dromedar genommen, um eine kleine Excursion in die Berge zu machen. Doch wurde ich daran durch die Beduan verhindert, die nicht lieben, wenn ein Fremder ihre Brunnen sieht, da er durch seinen bösen Blick sie vertrocknen könnte. So fand ich den Aberglauben Aegyptens hier wieder. Uebrigens zeigten sich mir die hiesigen Beduan von einer sehr vortheilhaften Seite, aufrichtig, höflich, gastlich, gesprächig und ohne die Scheu vor dem Fremden, die in diesen Ländern eine Beobachtung der Volkssitten so sehr erschwert.

Da wir in dem heißesten Monate reisten, hatten wir auch auf dem Meere große Hitze, gewöhnlich schon am Morgen in der Kajüte 25° R., in der Nacht, wenn der Wind schwieg, bis 27° R.

Gedda, den 30. August 1853.

Am 17. August fuhren wir, Wischt hinter uns lassend, bei völlig ruhiger See zwischen Inseln und Klippen hindurch und ebenso den Morgen des 18.; Nachmittags 3 Uhr passirten wir die Fischerinsel Hasanich, deren Nordkap vom 25° geschnitten wird. Wir waren also den Tropen nicht mehr fern und es schien, daß sie sich als etwas mehr, denn eine astronomische Idee ausweisen wollten.

Der Himmel umwölkte sich; es entlud sich ein Gewitter auf dem nahen Festlande, wo man heftig regnen sah. Der Wind drehte sich mehrmals und schien unser Bemühen, den im SW. gelegenen sicheren Hafen zu erreichen, vereiteln zu wollen. Endlich gelang es uns, einige hundert Schritte unterhalb der Insel Anker zu werfen. Der Wind wurde nach 5 Uhr ein entschiedener Süd-Monsun; es donnerte, regnete und von Süden kam eine heiße Luft, wie aus einem Feuerofen. Das Thermometer stieg in 5 Minuten von +25° auf +31° R. Nach 6 Uhr legte sich der Wind; es war, als ob die sich bekämpfenden Nord- und Südwinde einen Stillstand geschlossen hätten. Die Sonne war eben im Untergehen; von dem Festlande auf die Insel brückte sich ein lange nicht gesehener Regenbogen; auf dem Festlande sah man unaufhörlich regnen, hinter der Insel Wolken gegen Süden treiben: da hatte also der Nordost die Oberhand. Wir stiegen beruhigt in die Kajüte hinab, um unser Nachtmahl zu nehmen; kaum aber hatten wir uns gesetzt, als sich ein leises Säuseln von NO. erhob und nach 5 Minuten der Sturm wieder losbrauste; der Nordost hatte gesiegt und wir waren ihm ganz ausgesetzt. Wir hatten die drei Anker im Meere mit 8 Faden Tiefe und glücklicher Weise solidem Grund; doch wurden wir trotzdem noch einen Faden tiefer in's Meer hinausgeführt, wo wir uns erst mit Hilfe aller unserer Ketten festhalten konnten. Wären wir weiter in's Meer getrieben worden, so hätten wir wenig Hoffnung gehabt, durch die vielen Klippen zu entkommen. Der

Wind legte sich erst um 8 Uhr, erhob sich zwar um 12 Uhr von Neuem, doch ohne Heftigkeit und wir schliefen ruhig bis zum Morgen.

Am 19. erlaubte uns ein Südwest kaum, in Mahar, den nächsten Hafen, einzulaufen; er ist gut und sicher, da er gegen Norden und Süden von Korallenfelsen, an denen sich Austern finden, umzäunt ist; im Osten öffnet sich ein Thal, worin ein paar Dattelpalmen sichtbar werden. Es treibt sich eine Kabyle hier herum, halb Fischer, halb Hirten; ihrer zwei kamen an Bord, um unsere Barmherzigkeit zu prüfen.

Der Himmel war den ganzen Abend schwarz umwölkt; mit Einbruch der Nacht blitzte und donnerte es unaufhörlich; es fiel ein leichter Regen, dem ein ziemlich heftiger Wind folgte. Dieser legte sich indeß am Morgen des 20. ganz und erst am Abend des 22. konnten wir in Yambo, die erste Stadt, die wir bis jetzt getroffen, einlaufen. Ich hatte mir eine günstigere Vorstellung von dieser Stadt gemacht. Sie hat aus der Ferne ein ganz imponantes Ansehen, gleicht aber, wenn man sich ihr nähert, einem Ruinenhaufen, — wie alle hier gelegenen Ortschaften, da sie flache Dächer haben, — und kann kaum mehr als 5000 Einwohner haben, vielleicht nicht einmal so viel. Diese stehen nicht im besten Leumunde, so daß ich, als wir an's Land stiegen, meine Pistolen mitnahm. In der Stadt findet man wenig Eigenthümliches, außer daß sehr viele Häuser aus rohen Palmstämmen errichtet sind, besonders die Kaffee's, deren es in Folge des Pilgerdurchzuges viele giebt. Der Diwan (das Haus des Gouverneurs, Mohafis), der über dem Hafen gebaut ist, liegt halb in Ruinen und der Palast des Scherif sieht nicht viel besser aus. Da unweit der Stadt sich wasserreiche Thäler und Dattelpflanzungen finden, wird sie jeden Morgen mit Fleisch und Früchten versorgt und ebenso mit sehr gutem Wasser, das an den Küsten des Rothen Meeres selten ist. Die Einwohner sind fast alle mit einem mannhohen soliden Stock bewaffnet, der unten mit Silberfäden verziert ist. Die Beduan dagegen haben immer Säbel und Lanzen bei sich, und Luntengewehre sind nicht selten. Man sieht jetzt viele Pilgrime hier, besonders Mogrebiner, die sich durch den weißwolligen Burnus bemerklich machen. Wir spazirten über den engen schmutzigen Markt und mußten hören, wie die Kinder schrien: Ist kein Knüttel da, diese Ungläubigen todzuschlagen? Wir thaten, als ob wir es nicht verstünden. Man muß dergleichen gleichmüthig zu ertragen wissen, wenn man im Orient reisen will.

Yambo ist für den Handel in drei Beziehungen wichtig. Erstens ist es der Hafen von Medina, was besonders im Sommer einen großen Verkehr mit Suez und Kosseyr und ein reges Leben in der Stadt selbst verursacht, da die meisten Pilger nach Vollendung der Wallfahrt über

Yambo zurückkehren. Sodann ist es der Stapelplatz für das ägyptische Getreide, das von Kosseyr hierher gebracht wird, theils im Auftrage der Regierung für die Truppen, theils durch Privatspeculation für die Bedürfnisse des Landes und besonders Gedda's. Endlich ist es der Markt für die Perlmutterchalen und anderen Producte des Meeres zwischen diesem Orte und Wischt, von wo die Fischerbarken gewöhnlich im Frühling zurückkehren. Doch ist es für den Fremden nicht leicht, hier vortheilhafte Einkäufe zu machen, da die Griechen von Gedda und die Muslemim von ebenda und Suez ihre Agenten in allen diesen kleinen Häfen haben, die auf der Stelle jede gute Gelegenheit benützen können. Ueberhaupt haben die Europäer das Privilegium der Thätigkeit und Handelsintelligenz nicht; in Schlaueit und Sparsamkeit thun es ihnen die orientalischen Kaufleute zuvor. Man sieht hier die reichsten Leute im blauen Hemde barfuß herumgehen, aller Reichthum wird sorgsam verheimlicht, da man die gute alte Zeit der Türkenherrschaft noch nicht vergessen hat.

Yambo hat einen türkischen Mohafis, der unter Gedda steht; das Land aber steht unter einem eingeborenen Fürsten, jetzt Scherif Abdallah, der allein auf die Beduan, welche sich um die Türken wenig kümmern, Einfluß besitzt. Er nimmt von jedem nach Gedda gehenden Schiffe 2 Thaler Hafengeld und bei dessen Rückkehr nach Suez einen dritten. Diese Abgabe wird erst seit einigen Jahren erhoben. Nach dem Tode Mohammed Ali Pascha's athmeten die Beduan wieder frei auf und errichteten nördlich von Yambo eine Station, wo sie jedem ankernden Schiffe mehrere Thaler Hafengeld abnahmen. Lief eine Barke nicht ein, so wurde sie in Kähnen verfolgt und das Geld auf der hohen See abgepresst. Dieser Zustand rief Klagen in Cairo hervor, die nichts fruchteten, und ebenso beim Scherif, der die Idee sehr willkürlich aber doch nicht so übel fand und die Sache am Ende so ordnete, daß man die Abgabe regelmäsig in Yambo zahlt und der Gewinn, anstatt den Beduan, nun dem Scherif zukommt.

Die Hitze nahm in den letzten Tagen immer zu und sank nie unter $+26^{\circ}$. Auch die Nächte waren heiß und feucht und am Morgen fiel so starker Thau, daß ich gewöhnlich gebadet aufstand.

Den 23. bis 28. August schifften wir bei wenig Wind und großer Hitze bis Rabuk, dem Vorhafen von Gedda. Das Land trägt hier ganze Waldungen von Dattelpalmen, worin zahlreiche Dörfer versteckt sind, während an der Küste nur wenige Hütten von Baumästen sich befinden. Der Hafen ist sehr geräumig und selbst für große Schiffe leicht zugänglich. Rabuk ist der Ort, wo die von Suez kommenden Pilgrime in's Meer untertauchen und, nachdem sie so die letzte Sündhaftigkeit abgelegt, als Zeichen der Reinheit ein weißes Stück Zeug

um den Leib schlagen, Kopf, Füße und eine Schulter bloß lassend. Ophthalmien, Sonnenstiche und Erkältungen, die sie in's mörderische Klima von Mekka tragen, sind die gewöhnlichen Folgen dieser gottgefälligen Handlung.

Den 29. nach Mitternacht hoben wir die Anker und waren um Mittag im Angesicht von Gedda. Auf einer Reise, die man mit gutem Winde in 8 Tagen zurücklegen kann, hatten wir 20 Tage zugebracht, da wir seit 14 Tagen mit Gegenwind zu kämpfen hatten oder durch Windstille behindert wurden. — Der Hafen von Gedda ist so seicht, daß man eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ankern muß; das Innere ist fast trocken.

Ehe wir an's Land treten, werfen wir noch einmal den Blick auf das Meer zurück, dessen nördliche Hälfte wir jetzt durchfahren haben.

Das Rothe Meer ist von der Natur in manchen Beziehungen sehr vernachlässigt, in anderen wieder begünstigt worden. Es empfängt keinen einzigen schiffbaren Fluß, der den Zugang in das innere Land eröffnen könnte; die Küsten sind wüst, wasserarm und von räuberischen Nationen bevölkert; an das Uferland schliessen sich Hochebenen, die vom Meere aus sehr schwer zugänglich sind. Die Winde sind regellos und erlauben keine regelmäßige Schifffahrt. Außerdem ist das Meer voller Klippen, die oft kaum einen Durchgang gestatten, so daß eine Fahrt auf diesem Gewässer nicht zu den sicheren Unternehmungen gehört. Dazu kommt, daß selbst die vorzüglichsten Häfen gegen Stürme keinen hinlänglichen Schutz gewähren und daß der Eingang, das Bab-el-Mandeb (Thor der Bedrängniß), schwer zu passieren und 6 Monate im Jahre durch den conträren Munsun für Segelschiffe fast ganz verschlossen ist.

Auf der andern Seite kommt dem Handel auf dem Rothen Meere der Reichthum der Nachbarländer zu Statten: Abyssinien und die Gallaländer führen ihm ihre Schätze zu; das Jemen liefert ihm seinen Kaffee; es stellt in directer Verbindung mit dem fruchtbaren Aegypten und bildet für den indischen Transithandel den natürlichen Canal. Die Küsten, so wüst sie liegen, erzeugen Gummi, Myrrhen und Weihrauch, und das Meer selbst verbirgt Schätze, die unerschöpflich scheinen: Perlen, Perlmutter- und Schildkrötenschalen. Auch fehlt es nicht an Händen, diese Schätze zu heben. Die hier lebenden Hirtenstämme sind von Natur auch rüstige Matrosen; eben so gut oder noch besser, wie sie ihre Dromedare reiten, verstehen sie ihre Barken zu lenken und in die Tiefen des Meeres zu tauchen, um ihm seine Perlen zu rauben. Der Araber legt sich nicht, wie der Europäer, sein ganzes Leben hindurch auf ein Handwerk, in dem er vollkommen zu werden sucht. Er ist jeder Thätigkeit fähig und wechselt seine Beschäftigung täglich; des-

wegen finden wir in diesen Ländern keine gesonderten Berufsklassen, der Hirt ist zugleich Matrose und Fischer; er liebt das Land, scheut sich aber keineswegs vor dem Salzwasser, freilich ohne für das letztere die Leidenschaft unserer Matrosen zu besitzen. Alle schwimmen gut und ausgezeichnete Taucher sind nicht selten. Und dennoch macht Niemand aus dem Seeleben sein beständiges Handwerk, ausgenommen vielleicht die Bewohner von Dahalak, die, so zu sagen, auf dem Meer und für das Meer geboren sind.

Die Barken sind von verschiedener Form und Gröfse und danach heifsen sie Saya, Sembuk, Changia und Baglah, welche letztere bis 200 Tonnen tragen, mit Instrumenten und Steuerrad versehen sind und meistens zum Verkehr mit Indien gebraucht werden. Die anderen Arten sind von 5 — 100 Tonnen mit einfachem Steuerruder, einem oder zwei Masten, von denen der hintere immer ganz klein ist; das Segel ist das lateinische, das an eine Segelstange geknüpft wird. Die letztere ist beweglich am Mastbaum angebracht und erfordert beim Lichten viele Menschenkräfte. Das Segel ist von verschiedener Gröfse und bildet ein Viereck, dessen eine Seite viel länger und nach dem Hintertheil gerichtet ist. Kehrt sich der Wind oder kreuzt man, so muß das Segel mit seinem Baum umgekehrt werden, was bei Sturm fast unmöglich ist. Die Barken sind offen, nur das Hintertheil hat ein kleines erhabenes Deck, an dem der zweite Mastbaum angebracht ist. Dieses bildet eine niedrige unbequeme Kajüte, worin man kaum aufrecht stehen kann. Man fährt gewöhnlich nur des Tages der Küste entlang, da man aufer dem Compafs und dem Senkblei keine Instrumente hat und die Karte fast unbekannt ist. Muß man bei einer Ueberfahrt nach der entgegengesetzten Küste die Nacht auf offenem Meere zubringen, so heifst dieses „Samret“ und man bereitet sich dazu mit Kaffeegenuß und reichlichem Speisen vor. Unglücksfälle sind nicht selten und ich habe während meines Lehrjahres drei oder vier Mal auf den Klippen gesessen. Das Haupt der Matrosen ist der Nachoda, der zugleich Rubban (Steuermann und Pilot) ist; ihm zunächst steht der Mokaddem, unser Schiffmeister. Der Armateur heifst Nachodat el barr (Capitain zu Land), der eigentliche Capitain aber Nachodat el bahr (zu Meer). Der erstere giebt nur das Schiff und schieft alle Unkosten vor, während der letztere den ganzen Betrieb in Händen hat, dessen Ertrag mit den Matrosen, je nach der Abmachung, zur Hälfte oder einem Drittheil getheilt wird. Feste Besoldung ohne bestimmten Antheil am Gewinn ist nicht gebräuchlich. Die Matrosen sind sehr religiös, wie ungenirt auch ihre Sprache und ihr Lebenswandel ist. Kommt die Barke an einem Scheich vorüber, so wird ihm zu Ehren eine Litanei gesungen, feines Brod (Futir) gebacken und Kaffee herungereicht. Die

Nahrung der Matrosen ist Brot und Reis mit Butter, und Kaffee. Vor den geistigen Getränken bewahrt sie die Religion und der Geiz. Sie lieben Geschichtenerzähler, die ihnen den Abend ausfüllen, und fehlen diese, so liest einer den anderen aus Antar oder Abu Seid vor, wo denn bei jeder religiösen Anspielung die allgemeine Zustimmung in andächtigen Phrasen ausgedrückt wird. Bei dem Namen des Propheten wird das: Gott habe ihn selig! nie vergessen. Die Matrosenausdrücke sind, wie bei uns, etwas unverständlich und fremdartig. Man muß wissen, daß unter Ach'u der zweite Anker (der Bruder des ersten) und unter Weled'u das kleine Segel (das Kind des anderen) verstanden wird, um zu begreifen, daß, wenn der Capitain Ach'u befiehlt, die Position schlecht ist, wenn er aber Weled'u verlangt, der Wind günstig wird. Alle Manöver werden singend ausgeführt, in Ausdrücken, die des drolligen Witzes nicht entbehren. Die Matrosen-Conversation gehört auch auf dem Rothen Meere nicht in den Damensalon; die Grobheit scheint dem Meere einzuwohnen; doch findet man z. B. nicht das Verhältniß des Vorgesetzten gegen seine Untergebenen, das sich so schneidend auf den europäischen Schiffen ausdrückt, nicht die Lästerungen und Schimpfworte, womit man sich auf den Fahrzeugen der Civilisation am schlechten Winde zu rächen meint. Man findet beim Araber im Unglück eine Resignation, die sein tiefes Religionsgefühl ihm einflößt. Lästerungen begegnet das Wort: *Chaf' Allah!* (fürchte Gott!); dem Unglück unterwirft man sich mit dem *Allah akbar!* (Gott ist allmächtig!) und selbst der vorzeitige Tod ist nur Nessib'na (unser Geschick).

Obgleich das Rothe Meer, wie bemerkt, fast in keinem seiner Theile productionsunfähig ist, zeichnet sich doch im Norden hauptsächlich die Insel Hasanieh durch ihren Fischereibetrieb aus, während im Süden die Inseln von Dahalak den Mittelpunkt für alle Fischer von Jemen und Afrika bilden. Die Ausrüstung zu Fischereien erfolgt, wie jede Seeunternehmung, durch einen Accord über die Vertheilung des Gewinns.

Die Inseln von Dahalak sind die Mittelstation zwischen Massua einerseits und Loheya und Gedda andererseits; sie bestehen aus zwei größeren und mehreren kleineren Inseln, die meist unbewohnt sind. Die beiden größeren sind Dahalak und Nora. Diese zwei Inseln haben eine sehr ärmliche Vegetation, kleine Dornenbäume und einige Dattelpalmen von der Gattung Doom. Man bewahrt das Regenwasser in Cisternen auf. Die Einwohner, deren Sprache den abyssinischen Ursprung nicht verleugnet, sind reich an Ziegen, Kameelen und Eseln, die alle meistens halb wild auf der Insel umherschweifen und nur eingefangen werden, wenn man ihrer bedarf. Auf der Insel Döhel giebt es auch Kühe. Von der Ziegenmilch wird im Winter ein schmackhafter

Käse in rundlicher Form bereitet. Auf der großen Insel Dahalak befinden sich mehrere Ortschaften, deren jede ihr erbliches Haupt hat. Sie sind vom Pascha von Massua abhängig und zahlen von den Barken und Sklaven einen jährlichen Tribut von nahe an 1000 Thalern, zu deren Eintreibung Soldaten herüberschickt werden. Sonst ist die Regierung ganz einheimisch.

Die Häupter der Dorfschaften waren früher sehr reich; aber die Habsucht der Türken hat sie heruntergebracht. Sie haben immer noch viele Barken, die sie mit ihren zahlreichen Sklaven und Unterthanen bemannt auf die Fischerei ausschicken. Der alte Glanz zeigt sich noch in der ächtpatriarchalischen Gastfreundschaft. Naht ein Fremder dem Dorfe, so geht ihm der Chef desselben von weitem entgegen, führt ihn in ein Haus, das eigens zur Fremdenaufnahme bestimmt ist und labt ihn mit Speise und Trank.

Der Dialekt von Dahalak stammt vom Geez ab, doch ist er den Leuten von Massua, die eine Abart desselben reden, fast unverständlich. Die herrschende Sprache ist aber das Arabische, dessen jemenitisches Idiom gangbar ist.

Die Leute von Dahalak bauen ihr Land nie an, obgleich der Boden Pflanzungen sehr günstig ist; sie fürchten, die Habgier ihrer Herren noch mehr zu reizen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in der Fischerei; mit der Viehzucht und den Hausarbeiten sind die Frauen und Kinder betraut.

Die hauptsächlichsten Meerproducte sind die Perlen, die Perlmutter- und die Schildkrötenschalen. Das Meer von Dahalak ist die eigentliche Perlenregion; man findet sie in den Perlmutter- oder in einer kleinen, Bülbül benannten Muschel. Man betrachtet die großen Regen als ein gutes Zeichen für die Erndte der Perlen, die man die im Meere krystallisirten Thränen des Himmels nennt. Es scheint, daß viel Regen das Muschelthier krank macht, so daß sich ein Ausfluß bildet, der durch Verhärtung zur Perle wird. Der Perlenmarkt ist zu Dömöllo, auf der Ostseite der großen Insel. Mit dem Handel beschäftigen sich hauptsächlich die Banianen; sie ziehen die weißen Perlen den gelben nicht vor, während bei uns die letzteren gar nicht geschätzt werden. Vor 15 Jahren war ein Franzose von einem Pariser Hause beauftragt, die Perlen Dahalak's zu untersuchen; aber das Resultat seiner Nachforschungen und selbst unternommenen Fischereien war ein sehr ungünstiges Urtheil über die Qualität derselben.

Die Schildkrötenschalen (arab. Döbel, Bâgeh) finden sich in allen Häfen von Dahalak käuflich und ebenso in Akik, Massua und den Plätzen von Jemen. Die Schildkrötenschale besteht aus 13 Stücken, von denen besonders die schweren mit dunkelgelbem Grund und braun-

schwarzen Blumen geschätzt und meistens nach Indien versandt werden. Zum Schildkrötenfange wird eine Barke mit wenigstens 20 Leuten bemannt, die nach und nach alle Inseln des Archipels besucht und bei jeder derselben beobachtet, ob sich Schildkröteneier auf dem Uferlande vorfinden. Ist dieses der Fall, so wird ein Mann mit Provision von Lebensmitteln und Wasser daselbst zurückgelassen, welcher der Schildkröte auflauert, bis sie weit genug in's Land ist, um ihr den Rückweg abschneiden und sie auf den Rücken legen zu können. Dann wartet er auf die Rückkunft der Barke, die inzwischen die übrigen Inseln besucht hat. Nach der Heimkehr in den Hafen werden zuerst die Kosten zu Gunsten des Armateurs abgezogen und dann gewöhnlich zu gleichen Theilen zwischen diesem und den Matrosen getheilt. Doch bekommt der Matrose, der eine Schildkröte gefangen, gewöhnlich das sechseckige Mittelstück als besondere Belohnung.

Die Perlmutterchalen findet man von Suez bis zu den Küsten von Berbera; Gedda ist der große Markt für dieselben; ihre Qualität wird nach der Größe und Schwere beurtheilt und ist natürlich sehr verschieden. Die Naeres (Sadaf) z. B. von den Inseln von Dahalak sind klein, weil man ihnen durch das beständige Fischen nicht die Zeit läßt, sich gehörig zu entwickeln. Man betreibt die Fischerei in Barken von 5 bis 10 Tonnen, mit vieler Bemannung und mehreren Piroguen (Huri's), länglichen schmalen ausgehöhlten Baumstämmen, die im Rothen Meere meist die Stelle der Kähne vertreten. An jedem windstillen Tage gehen die Huri's mit 3 bis 5 Leuten nach verschiedenen Richtungen ab, und sobald sie eine Naeres-Bank entdeckt haben, tauchen sie so lange unter, bis die Huri mit dem Product so weit beschwert ist, daß sie in die Barke ausladen muß. Die letzteren gehen oft von Gedda bis Berbera und bringen nach einigen Monaten meist schöne Ladungen zurück, da sie gewöhnlich noch einige frische Bänke entdecken, wo die Naeres zu ihrer ganzen Entwicklung gekommen sind. Auf der Rückreise berühren sie meistens den Hafen von Naura im NW. von Dahalak und suchen da ihre Ladung zu verkaufen. Die Perlmutterchalen gehen ebensowohl nach Indien, als nach Europa und Syrien, und sind durch diese dreifache Concurrenz im Preise schon sehr gestiegen. Mit dieser Fischerei ist natürlich die der Perlen verbunden, da diese sich im Innern der Schalen finden. Doch liefert auch die Bülbül, eine kleine schwarze Muschel, eine etwas geringere Qualität.

Außer den erwähnten Producten befindet sich im Rothen Meere ein großer Reichthum von Schwämmen, der aber bis jetzt wenig ausgebeutet wurde. Ich habe davon sehr schöne Muster gesehen.

Diese verschiedenen Meerproducte geben den meisten Anwohnern des Rothen Meeres Beschäftigung und Erwerb, besonders aber den Leuten

von Dahalak, die durch ihre Lage darauf angewiesen sind. Bruce, in seiner Beschreibung der großen Insel, kann nicht begreifen, wie Leute in diesem Lande wohnen bleiben, und schreibt dies der natürlichen Anhänglichkeit der Menschen an das Heimathland zu. Mir scheint es aber, daß diese Leute sehr thöricht wären, ihre Inseln und ihr so überaus ergiebiges Meer gegen die unruhigen Küstenländer zu vertauschen. Jetzt können sie, ungestört von Krieg und Wirrsal des Continents, ihrem Geschäft nachgehen, dessen Entwicklung ihnen Wohlstand verspricht. Der Boden erlaubt ihnen, Heerden zu halten, die von Wölfen nicht gefährdet werden und auf den kleinen Eilanden keiner Aufsicht bedürfen. Sogar der Ackerbau würde in Folge der Winterregen sehr lohnend sein, das Wasser ist reichlich vorhanden und süß, das Klima angenehm, im Sommer nie zu heiß. Auch sind diese von Bruce bemitleideten Inseln keineswegs isolirt; täglich fahren Barken, die zwischen Massua, Loheya und Gedda einen lebhaften Verkehr unterhalten, hier vorüber und bringen alle möglichen Lebensbedürfnisse (Butter, Durra, Reis, Datteln und andere Früchte) reichlich und wohlfeil hierher.

Nach diesem Ueberblick über die commercielle Bedeutung des Rothen Meeres wenden wir uns zu Gedda zurück. Vom Hafen aus betrachtet bildet diese Stadt ein angenehmes Gemälde, dem die Wüste als Rahmen dient. Sie dehnt sich nicht weit aus, Alles scheint über und neben einander gebaut, so daß man mit einem Blick die Gesamtheit der Stadt übersieht. Unähnlich den meisten Orten im Orient, die von Außen große Pracht verheißsen und im Innern das Elend zeigen, nimmt sich Gedda um so vortheilhafter aus, je näher man es betrachtet. Es ist sehr solid gebaut, die Häuser sind groß, hoch und elegant, wenn auch etwas unregelmäßig; Alles steht nett und frisch da und bekundet die Wohlhabenheit der Bewohner, ganz im Gegensatz zu Kairo, wo Hütten an Paläste stoßen und das Maulthier mit Mühe seinen Weg durch Schutt und Ruinen findet.

Das Innere der Häuser entspricht dem Aeußeren: Dielen und Wände sind mit kostbaren indischen Matten bedeckt; die Nargileh, die dem Fremden fast zu freigebig geboten wird, ist reich mit Silber und Perlen verziert. Was Indien, Persien und das glückliche Arabien an Schätzen darbieten, das fehlt bei den Geldherren Gedda's nicht. Man versäumt hier keine Gelegenheit, seine Reichthümer zur Schau zu tragen, da man sich jetzt sicher fühlt. Die Habgier der Pascha's ist noch immer die alte, aber sie hat die Zähne verloren. Ich sah hier einen Kaufmann, der seinen Stolz darin setzt, die meisten Barken zu besitzen; läuft eine derselben hier ein, so hissen alle anderen, die ihm gehören, ihre Flagge auf, und wir zählten eines Morgens mehr als zwanzig solcher bewimpelten Fahrzeuge, obgleich der Eigenthümer der-

selben noch mehrere in See hatte. Es mögen etwa zehn Kaufleute hier leben, die über eine Million Thaler zu gebieten haben; einer der reichsten ist Scheich Farek Yussir, ein ältlicher Mann von kleiner Statur, mit einem äußerst feingeschnittenen, listigen, immer lächelnden Gesicht. Er kleidet sich ärmlich und liebt nicht, Almosen zu geben; doch ist sein Haus reich ausgestattet. Farek Yussir ist, wie schon sein Name zeigt (Bastard), Sohn einer Sklavin, und hat seinen Reichthum von seinem Herrn geerbt. Sein Hauptgeschäft treibt er mit Indien; er besitzt mehrere Segel- und Dampfschiffe, die beständig dorthin fahren, und kauft überdies ganze Schiffsladungen auf, um deren Concurrenz mit den eigenen zu verhindern. So monopolisirt er gewisse Artikel und wird Herr des Marktes.

Die größten Handelsleute von Gedda sind nicht glänzenden Ursprunges, die meisten frühere Sklaven, Lastträger u. s. f. Es sind besonders die Leute vom Hadramaut, die am ersten ihr Glück machen; an Intelligenz und Thätigkeit sind sie nur unseren Juden zu vergleichen. Auch einige Griechen bilden sehr bedeutende Häuser und unterhalten Verbindungen über das ganze Rothe Meer. In Gedda residirt ein französischer und ein englischer Consul, — der erstere wohl nur der Pilgrime wegen, die von Algier die heiligen Orte besuchen. Für England dagegen ist wegen des indischen Handels das Rothe Meer auch in commercieller Hinsicht von Bedeutung; in Gedda mögen jährlich 10 bis 15 englische Schiffe von 600 bis 1000 Tonnen einlaufen, mit Manufacturen, Schiffsbauholz, Taback (zum Kauen und Schnupfen), Zucker, Drogen und besonders Reis, der in Bengalen gegen arabisches Salz eingetauscht wird.

Die Schiffe, die den Verkehr mit Indien unterhalten, fahren von dort mit dem Süd-Munsun ab, der bis zum Mai anhält, und bleiben bis zum August in Gedda, um dann unter Benutzung der letzten Nordwinde eine neue Fahrt nach Indien durch das Bab-el-Mandeb anzutreten. Die indischen Pilgrime aber warten gewöhnlich bis zum folgenden Jahre. In jedem Sommer zieht die Wallfahrt nach Mekka eine bedeutende Anzahl von Leuten aus der ganzen mohammedanischen Welt hierher; dies wird auch commerciell sehr wichtig und veranlaßt einige Wochen vor dem Feste in Gedda eine großartige Messe, auf welcher alle Producte des Orients zum Kauf ausgedboten werden.

Gedda befindet sich demnach in einer für den Handel sehr günstigen Lage. Es liegt ungefähr in der Mitte des arabischen Küstenstrichs am Rothen Meere, eben so weit von Mocha, wie von Suez entfernt, Suakyn fast gegenüber, und nicht weit von Massua und den Häfen des Jemen. Es ist außerdem der Hafen von Mekka und wird dadurch einer der Brennpunkte des orientalischen Handels. Alle Kaufleute, die

zur Wallfahrt kommen, benutzen diesen Platz, mit ihren fernem Freunden zusammen zu treffen und sich mit ihnen über die Operationen des kommenden Jahres zu verständigen, und der Zusammenfluß so vieler Handelsleute sichert eine schnelle Abwicklung der Geschäfte. Obgleich manche Kaufleute der anderen kleineren Plätze direct mit Aegypten zu handeln suchen, zieht doch die Mehrzahl der kleinen Handelsleute aus dem zuletzt angeführten Grunde den nahe gelegenen Markt von Gedda vor, so daß dieser Platz für den Großhandel eine besondere Wichtigkeit erlangt hat. Unter den importirten Artikeln stehen wohl die groben Baumwollenzuge in erster Linie und es ist bemerkenswerth, daß die Fabrikthätigkeit von Kairo das englische Product in dieser Beziehung fast von dem Markte verdrängt hat. Im Allgemeinen aber steht der Import hinter dem Export sehr zurück und die Ausdehnung des ersteren wird dadurch behindert, daß die halbcivilisirten Bewohner dieser Gegenden fest an ihren alten Gewohnheiten hängen und für solche Waaren, die mit denselben nicht in Einklang stehen, kein Interesse besitzen.

In der Handelsstellung Gedda's und der übrigen großen Plätze des Rothen Meeres ist übrigens während der letzten 20 Jahre eine bedeutende Veränderung eingetreten. Früher theilte Gedda seine Wichtigkeit nur mit Mocha, das den ganzen Handel des Südens und auch der afrikanischen Plätze monopolisirte. Die Gründung Aden's bewirkte aber, daß Mocha fast ganz aufgegeben wurde und sich der Handel, besonders von Afrika außerhalb des Rothen Meeres (Berbera), nach der neuen Colonie zog. Doch die Position derselben jenseits des Bab-el-Mandeb, welches einen Verkehr mit dem Rothen Meere zur See selten erlaubt, zwang den Handel des Meerbusens, sich neue Wege zu suchen, und es erhob sich Hodeïda, das in Kurzem fast den ganzen Kaffeehandel an sich zog, und Gedda gewann viel, indem sich nun die Producte von Massua und Suakyn zu ihm wandten. Hodeïda und das junge aber vielversprechende Loheia sind besonders hinsichtlich des Imports von Gedda abhängig und für ihren Export ist das letztere, wenn nicht der Stapelplatz, doch der Transitpunkt, durch den sich der Verkehr mit Aegypten durchzieht.

Massua, den 29. September 1853.

Von Gedda hoben wir die Anker am 8. September, doch konnten wir erst am folgenden Tage das hohe Meer gewinnen und näherten uns am 10. der afrikanischen Küste bei Umm-el-Grusch (Mutter der Haifische, die wirklich hier sehr zahlreich sind). An den beiden folgenden Tagen schifften wir unter schwachem Winde und großer Hitze hinab bis Dorura, das einen geräumigen Hafen bildet. Die Tür-

ken haben hier, um die Beduan in Zaum zu halten, ein Kastell gebaut mit 20 Soldaten und einer Kanone. Wir wurden von mehreren Bescharin, einem Stamme, der von hier bis Kosseyr schweift, besucht; sie brachten uns Kameelmilch, die sie gegen unsere Durra eintauschten. Sie sind schwarz, haben aber, wie alle Beduan, die Physiognomie von Kaukasiern und sollen in Wildheit keinem Volke der Welt nachstehen.

Den 13. Abends nach einer Küstenfahrt ohne Abwechslung liefen wir in den Hafen von Suakyn ein und verweilten daselbst bis zum 19ten. Wir hatten von Gedda ans Empfehlungsbriefe an Nur-ed-Din Pascha, den Statthalter, und wurden von ihm mit aller möglichen Freundschaft empfangen. Er gab uns einen Kawassen zur Begleitung, schickte uns Speisen auf das Schiff und bemühte sich sehr, uns gut zu unterhalten. Er ist erst seit $1\frac{1}{2}$ Jahren hier; man sieht ihm an, daß er eben von Constantinopel gekommen ist. Während in Europa die ernste Frage erörtert wird, in wessen Macht Stambul nach dem Verscheiden des „kranken Mannes“ fallen soll, setzen sich die Türken in Afrika fest und dringen mit ihren Militair-Colonien in's Land hinein, Träger der orientalischen Civilisation und Religion. Beispiele sind Suakyn, Akik, Massua.

Die Karte lehrt, daß diese drei Plätze auf kleinen, vom Festlande auf Schußweite entfernten Inselchen gelegen sind und Beduanstädten auf dem Continent vorliegen. Zuerst setzten sich auf diesen Inseln Kaufleute von Arabien und Persien fest, um den Handel mit den Beduan direct zu treiben, wogegen sie einen Tribut an die einheimischen Behörden entrichteten. Später schickten die Türken auf diese Eilande Soldaten, die in ihren Kastellen sicher waren, aber auf dem Festlande keine Gewalt hatten. Noch vor 13 Jahren zahlte die Duane von Massua an die Beduan von Arkiko einen Tribut von 1005 Thalern; noch vor 12 Jahren konnte es der Statthalter von Suakyn nicht verhindern, daß man auf der Insel vor seinem Diwan einen Armenier, der unglücklich als Arzt praktizirt hatte, buchstäblich in vier Stücke zerhieb. Auf das Festland durfte in jener Zeit gar kein Weißer. Die Beduan standen unter dem Emir, der in Suakyn eine gleich große Gewalt ausübte, wie der Naib in Massua.

Aber in diesem Verhältniß trat ein Umschwung ein. Es traf sich, daß die türkische Regierung kräftige Leute in diese Gegenden schickte, die, mit gehörigen Mitteln versehen, ihren Einfluß auszudehnen verstanden. Nach Suakyn sandte man 400 Soldaten mit guten Offizieren und den jetzigen Pascha, der Reformen liebt. Seitdem macht die Tracht der Beduan dem Kaftan Platz, die Haarfrisur weicht dem Turban, die Hütten von Stroh den steinernen Häusern. Unter der jetzigen Regierung kann man mit Sicherheit bis in's Gasch, bis an die Grenze

Aegyptens reisen. Die Soldaten machen oft Streifzüge tief in's Land hinein, sie haben oben und unten ihre Kastelle und dringen immer weiter in das Innere. Die alten Häuptlinge haben nur noch nominellen Rang. Ich sah den früheren Emir, der ehemals über Tausende von Lanzen gebot und nie ausging, ohne von einigen Hundert Kriegern gefolgt zu sein, einzig im Tarbusch uns bewillkommen.

Die Suakyn auf dem Festlande gegenüberliegende Stadt ist nicht klein und mag wohl 10,000 Einwohner haben, die alle in Matten- oder Strohhäusern wohnen; jedes derselben ist von dem anderen durch hohe, aus Gras und Schilf geflochtene Hecken getrennt, und diese bilden die Strafsen und machen den Einblick in das Innere der Häuser unmöglich. Tiefer im Lande findet man nur vereinzelte Häuser, die zum Schutz gegen die Hyänen mit Dornenhecken umgeben sind.

Die Umgebungen der Stadt sind dürr und salzreich, daher hat das Wasser einen salzigen Beigeschmack. Doch erheben sich unweit der Stadt Vorgebirge, in denen sich schöne wasserreiche Thäler befinden sollen. Nach Allem, was ich gehört, verliert sich ein ziemlich großer Fluß, der von SW. kommt, unweit Suakyn im Sande. Es war mir nicht vergönnt, mich selbst von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen; aber ich will doch nicht unterlassen, anzuführen, daß man glaubt, es sei der Mareb, den sonst die Karten in den Taccazé münden lassen, dessen Lauf aber bis jetzt noch Niemand vollständig erforscht hat. Ich hoffe, daß es mir vergönnt sein wird, bei meiner nächsten Reise diese Frage aufzuklären.

Die Eingeborenen von Suakyn sind den Beduan von Massua sehr ähnlich, doch zeigt ihre Sprache Differenzen, die auf fremde Einflüsse hinweisen.

Der Hafen von Suakyn ist sehr gut: man tritt durch einen natürlichen tiefen Canal ein und ankert dicht am Diwan. Das Meer ist an der afrikanischen Küste nicht so seicht, wie an der arabischen, der Boden senkt sich vielmehr plötzlich, so daß man hier mehrere gute Häfen findet, während die arabische Seite arm daran ist. Durch Inseln und Klippen hindurch führt ein Fahrwasser von 10 Faden Tiefe.

Suakyn ist für den Handel nicht unwichtig. Außer einigen Karawanen von Abyssinien, die Kaffee, Wachs, Moschus etc. hierher bringen, steigen viele Schellabin vom Gâsch (Takka) mit Elfenbein und Schangallas hier herab. Das Elfenbein wird immer von den Banianen

¹⁾ Werne hörte in Taka von dem Kadi von Hallenga, daß der Gohr Baraka, der in den nordöstlichen Alpen von Habesch entspringt, sich nach einem westlichen Laufe in zwei Arme theile, von denen der eine bei Suakyn in's Rothe Meer münde, während der andere sich in den Gohr el Gasch ergießt (Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nil, S. 11, 12).

angekauft; die Schangallas gehen meist nach Gedda, wo der Centralpunkt des Sklavenhandels ist. Man findet in Suakyn ferner viele Kuh- und Ziegenhäute, Zähne des Hippopotamos, Straußenfedern und alle Meerproducte. Der wichtigste Handelsartikel ist jedoch das Gummi Suakny, von dem eine sehr große Menge ausgeführt wird; die Qualität ist freilich nicht besonders. Von Suakyn bis Berbera ist die ganze Küste fast ausschließlich mit Gummibäumen bedeckt, deren Product nur zum kleinsten Theile eingesammelt wird. Im Allgemeinen muß man sagen, daß die Wichtigkeit dieses Handelsplatzes unter der weisen Regierung von Nur-ed-Din Pascha im Zunehmen begriffen und daß er schon jetzt für Massua ein gefährlicher Rival ist.

Nach dreitägiger einförmiger Küstenfahrt kamen wir den 21. Mittags in Akik an, der Mittelstation zwischen Suakyn und Massua. Es ist wie Suakyn auf einer Insel gelegen, die eine Viertelstunde vom Festlande entfernt ist, ohne alle Vegetation, doch nicht ohne commercielle Wichtigkeit, da viele Meerproducte hierher zum Verkauf gebracht werden und die Beduan hier ihren Markt haben. Im August ziehen alle männlichen Bewohner der Insel fort, um Perlhutterschalen und Perlen zu fischen und Schildkrötenschalen einzusammeln, und kehren erst im Frühling mit ihrer Beute zurück. Die Beduan dagegen bringen im Winter ihre Butter hierher, die sie gegen rohe Baumwollenzeuge von Kairo austauschen. Dadurch bildet sich ein Handelsverkehr, der den Türken, welche hier eine Zollstätte errichtet haben und eine Besatzung von zehn Mann unterhalten, jährlich 5—8000 Thlr. eintragen soll. Die Insel selbst aber gewährt in Folge ihrer höchst kärglichen Vegetation einen armeligen Anblick und die Einwohner müssen Monate hindurch auf jede andere Nahrung, als Schafffleisch und Fische, verzichten; an Brod fehlt es fast immer, wie auch oft in Massua und Suakyn. Die Communication mit Gedda und dem Jemen ist noch immer sehr unvollständig. Die Einwohner sind wahrscheinlich den Leuten von Dahalak verwandt und beschäftigen sich, wie diese, ausschließlich mit der Fischerei.

Den 22. September verließen wir Akik und kamen, durch sehr schlechten Wind hingehalten, erst den 26. in der Nacht vor Massua an. Am Morgen des folgenden Tages konnten wir in den Hafen einlaufen und das Meer wieder für längere Zeit mit dem Lande vertauschen. Daß ich an diesem Orte länger als ein Jahr verweilen würde, hatte ich nicht voraussehen können, als ich Suez verließ. Was ich während dieses längeren Aufenthalts von Land und Leuten kennen lernte, habe ich auf den folgenden Blättern zu verzeichnen gesucht.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1856

Band/Volume: [NS_1](#)

Autor(en)/Author(s): Munzinger Werner

Artikel/Article: [Briefe vom Rothen Meere 289-305](#)